

## »Man müsste eine jenseitige Sprache erfinden«

### Emil Barths (Regional-)Literatur in der frühen Bonner Republik

---

*Kim Reuter/Johannes Wedeking*

Der rheinische Schriftsteller und Essayist Emil Barth (geboren 1900 in Haan/Rheinland, gestorben 1958 in Düsseldorf), dessen umfangreicher Nachlass im Archiv des Heinrich-Heine-Instituts in Düsseldorf aufbewahrt wird, sieht sich Zeit seines Lebens der Augenzeugenschaft verpflichtet. Seine zahlreichen hinterlassenen Tagebücher<sup>1</sup>, Briefwechsel und Werkmanuskripte gewähren einen tiefen Einblick in die Epoche der Moderne und die Art und Weise, wie Emil Barth sie aus ihrem Inneren her begreift. Durch seine stetig wachsende Vernetzung und Einbindung in richtungsweisende kulturpolitische Institutionen wirkt der Schriftsteller maßgeblich an der Gestaltung des geistigen und literarischen Neuaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg mit und knüpft als repräsentativer Autor des Rheinlandes wichtige Verbindungen zu nationalen Vertreter\*innen der Weltliteratur. Seine persönlichen wie auch literarischen Aufzeichnungen stellen in diesem Sinne aussagekräftige Zeugnisse des kulturellen Aufbaus des zerstörten Rheinlandes sowie der Gründungsphase der jungen Bonner Republik dar. Zwei Jahre nach Kriegsende veröffentlicht der Autor zunächst sein Kriegstagebuch unter dem Titel »Lemuria« bei Claassen & Goverts in Hamburg, es folgen mehrere Lyrikbände (»Xantener Hymnen« 1948, »Tigermuschel« 1956 bei Claassen (ehem. Claassen & Goverts)), Prosadichtungen (»Nachtschatten« 1952 im Bonner Auer-Verlag) sowie Erzählsammlungen (»Enkel des Odysseus« 1951 bei Claassen, »Linien des Lebens« 1953 im Auer-Ver-

---

1 Die unveröffentlichten Tagebücher befinden sich im Archiv des Heinrich-Heine-Instituts Düsseldorf und werden im Folgenden unter Angabe des Eintragsdatums und der Sigle »NL Emil Barth« zitiert. Die Transkription der Handschriften wurde von Johannes Wedeking besorgt.

lag). 1955 erscheint sein letzter Roman »Im Zauber von Paris« im List-Verlag München.

*Abb. 1: Porträtfoto von Emil Barth, 1946.*



Angefertigt und bereitgestellt von Martin Willems, Heinrich-Heine-Institut, Düsseldorf. Rechte: Dr. Bernhard Albers.

Die Schriften Emil Barths bestechen vor allem durch ihren wachen Geist, der sich in ihnen ausdrückt, sowie dem verständigen Blick, mit dem der Autor das Zeitgeschehen betrachtet und interpretiert. So notiert er bereits 1923 in seinem Tagebuch:

Der nächste Krieg ist wahnsinniger als alle Kriege zuvor: aber die Lebensbedingungen in der heutigen menschlichen Gesellschaft [...] sind so verwirrt und unsinnig geworden, dass nichts andres als Wirrheit und Unsinn draus werden kann. [...] Ich sehe die Notwendigkeit des kommenden Krieges ein.<sup>2</sup>

---

2 E. Barth: Tagebucheintrag vom 02.02.1923 (NL Emil Barth).

Das Weltgeschehen zwingt ihn zu der existenziellen Frage: »Wie stelle ich mich, ich, Emil Barth, wie stelle ich mich dazu??«<sup>3</sup>

Abb. 2: Emil Barth, Tagebucheintrag vom 3.2.1923: »... Ich sehe die Notwendigkeit des kommenden Krieges ein ...«

Ich verlage das Buch an und finde seine einen Lehrgangswert, der dort schon seit einigen Jahren liegt, ich verleihe ihm ab: "Inzwischen ist ein neues Gift entdeckt, das so tödlich wirkt, das 3 Tropfen davon auf die Haut eine Verwundung gründen, um ihn zu töten. Ein Flugzeug, das 1000 Kilogramm dieses Giftes mit sich führt, würde in einer Stunde von 2 dgl. Meilen mit einer Welle von mehr als 30 Meilen fortbewegt werden." - Was ein, das ist jetzt noch gelogen ist: aber es wird wohl wahrscheinlich werden im nächsten Krieg. Heute kauft man überall verpackte Industriegüter ohne militärische Waffen. Dennoch gewinnt eine Welt, existenziell wie mitten im Krieg. Der nächste Krieg ist wahrscheinlich als alle Preise anwachen: aber die Lebensbedingungen in der heutigen Welt. Keine Weltwirtschaft (um fortzusetzen nicht: "Kriegswirtschaft") und so verstanden und umarmung geworden, das nicht anders als tödlich mit unserer Welt werden kann. Ich, wie ich das jetzt verstanden um im nächsten Krieg, nicht wie das fallen wird um ein im nächsten Krieg, vielleicht aber morgen kann Barth die Luft nicht sehen, eine so lebende zu töten beginnt. Ich sehe die Notwendigkeit des kommenden Krieges ein, ich sehe ein, dass in der Menschheit das die Lebensweise regieren kann; ich sehe ein, dass fundamental sein Gift (ebenfalls tödlich wie, um Gift) haben wird und eine Welt mit all die Lebensbedingungen, ich sehe ein, dass der Mensch Land nicht gewonnen ist der jenseitige natürlichen Bedingungen und so nicht mehr tragen kann und nicht mehr tragen soll und so die Toleranz nicht die menschliche Welt, - die alle, und dann mal mehr sehe ich ein - als das eine, das ich nicht ein: warum man nicht auf das einfache verfallen und gegenseitig sich hilft - heißt: nein! das ist das, was ich ein, auch das. Das Einfache ist die Lebensweise - wir einfach, was soll sein, das es um so schwierig ist - da ich nun all das einfach mit demselben Menschen in der Welt: wie soll ich nicht, ich, Emil Barth, wie soll ich nicht sein?? Das ist die Frage, wie man nicht ist die Lösung und nicht so nicht immer ist die ein Teil der nicht Lösung. Barth ist's noch einmal, physisch, physisch! (Denn auch, das ist ganz etwas anderes: Töten nicht, Barth, jemand den die Frage, so soll ich ihn vor den Brand - obwohl es notwendig ist und für mich lange: das ist die Nachbarn, das ist die Welt mit dem, was ich am besten wissen, wenn logischerweise die der Welt nicht möglich! - also der physische Mensch, gut, ich will es wissen, hoffen, das ist nicht ich nicht als Mensch. Also: ich bin Barth, Barth ist fort mit Barth, die nächste Menschheitsgemeinschaft fand ich in Deutschland. Menschen: ich habe meine ersten 14 Jahre am einen Ort, habe aber eine Heimat, mit der ich verbunden bin und nicht, ich habe, wenn ich die Welt kenne, die Welt nicht am besten, da ich aus dem Welt mit der Frage

Angefertigt und bereitgestellt von Martin Willems, Heinrich-Heine-Institut, Düsseldorf. Rechte: Dr. Bernhard Albers.

Wie die meisten Überlebenden steht Emil Barth spätestens seit Kriegsende in den Trümmern seiner physischen wie kulturellen Existenz. Ein besonders eindrückliches Sinnbild der (zerstörten) geistigen Einheit liefert Barths Bezug zu seinem Schreibtisch als greifbarem Ort seines Schaffens:

Zum erstenmal wieder schreibe ich an meinem alten kleinen Kirschbaumtisch [...]. Ein musischer Schreiner [...] hat die selten gewordene handwerkliche Liebe aufgebracht, das hundertjährige Tischchen aus den sechzehn Stücken wieder zusammenzuleimen, in die es bei der Zerstörung unserer ersten Wohnung im vorjährigen Sommer auseinandergerissen war. [...] So muß ich gestehen, mich mit diesem Tischchen in einer mehr als nur sympathischen Beziehung zu empfinden. Seit seiner Zertrümmerung datiert eine radikale Verstörung meiner Produktivität [...].<sup>4</sup>

Die geschilderte Episode liefert nicht nur ein symbolisches Bild für die physischen Trümmer, aus denen es die kommende Republik zu erschaffen gilt: Mehr als alles andere ist es notwendig, eine neue Form der Narrativbildung zu finden. Die Zeitgenossen Emil Barths sehen sich vor die Aufgabe gestellt, eine Sprache zu (er)finden, mit deren Hilfe einerseits über das Vergangene gesprochen werden, andererseits eine neue Zukunft entstehen kann. »Man müßte eine jenseitige Sprache erfinden, um das Gegenwärtige aussprechen zu können.«<sup>5</sup> Der vorliegende Beitrag will Spuren einer solchen Sprache im Werk und Nachlass Emil Barths nachgehen sowie Überlegungen anstellen, welche Potenziale und Konsequenzen das Konzept einer jenseitigen Sprache in sich birgt. Barths private wie publizierte Aufzeichnungen bedienen sich, trotz seiner dezidierten und vehementen Religions-, oder besser: Konfessionskritik<sup>6</sup>, auffallend häufig einer religiösen Semantik, was dazu anregt, seine vom Zeitalter der Moderne geprägte Auffassung vom Menschen und der Kunst auch aus diesem Blickwinkel zu erfassen.

4 E. Barth: *Lemuria*, S. 46f.

5 Ebd., S. 189.

6 Am 16.12.1924 schreibt Barth in seinem Tagebuch über seinen »fast krankhaften Hass gegen die Kirche« und die katholische Theologie: »Sie ist keine Wissenschaft, sondern geradzum Nicht-Wissenschaft; sie erweitert den geistigen Horizont der Menschen nicht, sondern verengt ihn! Es ist traurig, dass all dies noch möglich ist; man wird es in einem nächsten Jahrhundert nicht mehr begreifen, wie die Menschen in diesen Zuständen haben leben können. Ich müsste dies ganze Buch vollschreiben, wenn ich alles anführen wollte, was ich gegen den Katholizismus, gegen die christlichen Konfessionen überhaupt einzuwenden habe.« (NL Emil Barth).



Die Betrachtung ausgewählter Zeugnisse soll aufzeigen, wie Barth sein Verständnis von Religiosität an die Umstände und Erfordernisse der Moderne anpasst, um der von ihrer Fähigkeit zur Sinnstiftung entthobenen »großen Erzählung«<sup>7</sup> ein neues Individualnarrativ entgegensetzen zu können.

## Die Notwendigkeit einer neuen Sprache

Mit dem Ende des Krieges hatte nicht nur die bisherige Welt in ihrer politischen, sozialen und kulturellen Gesamtheit keinen Bestand mehr, sondern die Sprache selbst, aus der heraus sich diese Welt überhaupt erst konstituiert. Mit dem Ende der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist die Sprache an dem Punkt angelangt, an dem sie in ihrer gegenwärtigen Form weder zur Aufarbeitung des Geschehenen, noch dem Aufbau des Kommenden zur Verfügung steht; sie scheint »im Verschweigen [...] ausdrückvoller als im Sagen«<sup>8</sup>. Als berichtender Augenzeuge sieht Barth sich mit der Unmöglichkeit konfrontiert, »den Zwischenraum zwischen dem Geschehen und seinen Worten zu überwinden«<sup>9</sup>. In seinen Notizen versucht er, diese Hürde begrifflich zu fassen, indem er lyrische Verdichtungen in seinen Text einwebt: »Gedanken, Gedanken; Schweigen ...«<sup>10</sup> notiert er am 02. Februar 1944 im Gedenken an das Ende der Schlacht von Stalingrad, welches sich an diesem Tag zum ersten Mal jährt. Sein Ringen um die Sprache, welches er seit 1922 in seinem Tagebuch reflektiert, nimmt angesichts der sich ins Bodenlose steigernden Kriegsgräuel immer weiter zu. Der Autor entwickelt und leidet an einer »Lähmung des Sprachvermögens, wie sie [...] jeden Schreibenden bereits seit Jahren befällt«<sup>11</sup>.

Zu diesen Schreibenden gehört auch Barths großes Vorbild, Rainer Maria Rilke, der in seinem 1910 erschienenen Roman »Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge« die Situation der sprachlichen Orientierungslosigkeit vorwegnimmt: »Ist es möglich«, scheinen sich nicht nur der Protagonist Malte, sondern gemeinsam mit und nach ihm auch Emil Barth zu fragen, »daß man noch nichts Wirkliches und Wichtiges gesehen, erkannt und gesagt hat? [...]«

7 Für eine Erläuterung des Begriffs und des dahinterstehenden Konzeptes siehe Jean-François Lyotard: Das postmoderne Wissen.

8 E. Barth: Lemuria, S. 20.

9 Ebd., S. 98.

10 Ebd., S. 128.

11 Ebd., S. 170.

Eine veränderte Welt. Ein neues Leben voll neuer Bedeutungen. Ich habe es augenblicklich noch etwas schwer, weil alles zu neu ist. Ich bin ein Anfänger in meinen eigenen Verhältnissen«<sup>12</sup>. Schuld an diesem klaffenden Abgrund zwischen der Sprache und dem Zeitgeschehen sei Barth zufolge der eigene nachlässige Umgang mit den Worten, der eine Verständigung unmöglich mache.<sup>13</sup> Es gilt ab 1945 einerseits, die Sprachtrümmer aufzuräumen, wie Victor Klemperer das bereits in »LTI. Notizbuch eines Philologen« beginnt, welches im selben Jahr wie Barths Kriegstagebuch »Lemuria« erscheint. Andererseits muss die Sprachverwirrung, die keinen Unterschied mehr kennt zwischen Konstitution und Repräsentation, überwunden werden. Zu diesem Zwecke ließe sich eine religiöse Lesart als analytische Maßnahme zur Auseinandersetzung mit Barths religiöser Semantik heranziehen:

Der Ort der Sprach-Machtprobe wird zum Gedächtnisort der Menschheit als Warnung und Erinnerung: ›Darum nannte man die Stadt Babel (Wirrsal) [...] (Gen 11,9).‹ Ab jetzt sind die Sprachen gezwungen, sich gegenseitig zu repräsentieren, gehen ihrer gottgestifteten Einheit des Verstehens verlustig.<sup>14</sup>

Die Jahre der NS-Herrschaft waren geprägt von einer Sprach-Diktatur, die die zunehmend sinnentleerte Sprache in immer neuen Gewaltexzessen in eine Bedeutung zwang – so lange, bis nichts mehr da war, auf das mit Gewalt referiert werden konnte. »Im Anfang war das Wort«, dichtet Barth in Rekurrenz auf das Johannesevangelium und stellt sich, an einer Zeiten- und Weltwende angekommen, eine Frage von elementarer Bedeutung, in deren Beantwortung er den Ursprung einer neuen Schöpfung imaginiert:

Im Anfang war das Wort.  
Was wird am Ende sein?  
Die Zunge, die nicht verdorrt,  
Schweigt wie ein Stein?

Nie wird das geschehen!  
Wieder spricht sie: Es werde!

12 R. M. Rilke: »Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge«, in: Ders., Gesammelte Werke, S. 118 und 164.

13 Vgl. E. Barth: Tagebucheintrag vom 17.05.1922 (NL Emil Barth).

14 U. Welbers: Religiöse Semantik, S. 120.

Neue Menschen gehen  
Über die neue Erde.<sup>15</sup>

Mit seinem Gedicht »Schleier der Maja« nähert sich Emil Barth der Vorstellung einer geistigen *Stunde Null* an. Walter Benjamins Abhandlung »Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen« konstatiert mit Blick auf den biblischen Schöpfungsbericht eine Gleichsetzung von Sprache und Wirklichkeit.<sup>16</sup> Die Vorstellung einer Zukunftsgenesis wird auch von Emil Barth zur Zeit um die Jahrhundertmitte an die schöpferische Kraft des jenseitigen Wortes gebunden. Mit seiner Forderung nach einer »jenseitigen Sprache« verkehrt er die bis dato geltende Sprachauffassung der menschengemachten und gewaltsam erzwungenen Sprachbedeutung zu einer dem Menschen zukommenden, dichterisch errungenen, aber doch nicht von ihm gemachten Semantik. In seiner umfassenden Monographie zur religiösen Semantik analysiert Ulrich Welbers die jenseitig entsprungene menschliche Sprache: »Göttliche Semantik, sie ist die eigentliche, wirklichkeitsstiftende Konstitutionssemantik. Zeichen und Sache, Inneres und Äußeres, [...] hier findet es ins semantisch Eine«<sup>17</sup>. Die paradiesische, bzw. im Falle von Emil Barth jenseitige, »Sprache des Menschen muß die vollkommen erkennende gewesen sein«<sup>18</sup>. Wenn darüber hinaus, ebenfalls nach Benjamin, alles Mitteilen geistigen Wesens Sprache ist – nicht durch Sprache *geschieht*, sondern Sprache selbst ist<sup>19</sup> – dann ist auch der Aufbau eines Gemeinwesens, erst recht einer demokratischen Republik, eine Sache der Sprache. Die Konstitution der jungen Bonner Republik ist demnach in ihrer sprachlichen Äußerung zu finden. Für Emil Barth ergeben sich hieraus zwei Konsequenzen: Zum einen die Notwendigkeit des kulturpolitischen Engagements in der neu entstehenden institutionellen Landschaft Nordrhein-Westfalens, zum anderen ein über die eigene (bedrohte) Existenz hinausgehendes Ringen um Worte: »Wollen wir nicht endlich anfangen, dem Wort wieder dazu zu verhelfen, dass es Wort wird?«<sup>20</sup>

15 E. Barth: Schleier der Maja, in: Ders., Tigermuschel, S. 44.

16 Vgl. W. Benjamin: »Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen«, in: Ders., Gesammelte Schriften, S. 147.

17 U. Welbers: Religiöse Semantik, S. 177.

18 W. Benjamin: »Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen«, in: Ders., Gesammelte Schriften, S. 152.

19 Vgl. ebd., S. 142.

20 E. Barth: Tagebucheintrag vom 17.05.1922 (NL Emil Barth).

## Emil Barth als Repräsentant der Autor\*innen Nordrhein-Westfalens

Im August 1948 erreicht Emil Barth ein Brief des Kultusministeriums NRW mit dem Betreff: »Beratender Zonenausschuss für das Buchverlagswesen«<sup>21</sup>. Dieses Schreiben nimmt Bezug auf die vorjährige Verordnung Nummer 106 der britischen Militärregierung, welche die sofortige Gründung eines solchen Ausschusses im Zusammenhang mit der »Aufklärung und Kultur in der britischen Zone«<sup>22</sup> vorschreibt. In einer zusätzlichen Stellungnahme des Kulturpolitischen Ausschusses des Zonenbeirats vom 19. April 1947 werden die Absichten näher erläutert:

Vor 1933 herrschte in Deutschland die Gepflogenheit, den Äußerungen geistigen Lebens auf dem Gebiete der Kunst und der Publizistik aller Zweige keinen Zwang aufzuerlegen, es sei denn, daß es sich um Darbietungen und Veröffentlichungen handelte, die einwandfreie Verstöße gegen die allgemein anerkannten Sitten darstellten. Zu diesem Zustand wünscht die deutsche Öffentlichkeit zurückzukehren. Deshalb werden die Maßnahmen der Mil. Reg. von deutscher Seite auch nur als Schritte zur Beseitigung der Auswüchse der Nazizeit und als unausbleibliche Folge des Regiments durch eine Besatzungsmacht empfunden. Beide Tatsachen schaffen einen Ausnahmezustand von begrenzter Dauer. [...] Solange diese Zustände nicht beendet oder überwunden sind, erscheint eine Zwischenlösung für die Lenkung und Planung des kulturellen Schaffens zweckmäßig, die auch der Öffentlichkeit als solche erkennbar und in ihrer Begründung leicht einzusehen ist. Sie sollte so beschaffen sein, daß sie beim Eintreten normaler Verhältnisse möglichst reibungslos in die erwünschte freiheitlichere Form einer staatlichen Lenkung übergeht.<sup>23</sup>

Das Kultusministerium, das vor der Aufgabe steht, *einen einzigen* Autor als Repräsentant zu benennen, beruft Emil Barth als »Vertreter der Autoren des Landes Nordrhein-Westfalen«<sup>24</sup> in den Zonenausschuss, wodurch ihm der Eintritt in die aktive (Mit-)Gestaltung der Kulturlandschaft der frühen Bonner Republik ermöglicht wird. Zuvor hatte ihm die britische Besatzungsmacht, die ab 1945 im Umkreis Düsseldorf, Bergisches Land und Niederrhein die »Neue

21 Oberregierungsrat Schmidt an Emil Barth, 23.08.1948 (NL Emil Barth).

22 Zitiert nach G. Stüber: Zonenbeirat, S. 1643.

23 Zitiert nach G. Stüber: Zonenbeirat, S. 1634ff.

24 Oberregierungsrat Schmidt an Emil Barth, 23.08.1948 (NL Emil Barth).

Rheinische Zeitung« herausgibt, das Feuilleton der ersten beiden Ausgaben zur Verfügung gestellt, in denen Barths Erzählung »Perry« erscheint.<sup>25</sup>

Bernd Kortländer und Joseph Anton Kruse betonen im Zuge einer ersten Ausstellung im Düsseldorfer Heinrich-Heine-Institut zu Leben und Werk Emil Barths das enorme zeitgenössische Interesse an der Literaturproduktion sowie das Werben um sein Mitwirken im neu aufzubauenden Literaturbetrieb. Kortländer und Kruse unterstreichen vor allem die »Selbstverständlichkeit, mit der im Zuge der Konstituierung eines literarischen Lebens in der Bundesrepublik auf Emil Barth sowohl von seiten [sic!] der älteren wie auch der jüngeren Schriftstellergeneration Bezug genommen wurde«<sup>26</sup>. Bereits vor seiner Berufung in den beratenden Zonenausschuss ist Barth Mitglied des Deutschen PEN-Zentrums der Bundesrepublik; später engagiert er sich zusätzlich im Landesausschuss der Deutschen Künstlerhilfe. Für sein literarisches Werk erhält er mit dem Immermann-Preis der Stadt Düsseldorf (1948) und dem Großen Kunstpreis des Landes NRW für Literatur (1953) die bedeutendsten Literaturpreise der Region.<sup>27</sup> 1951 bittet ihn die kulturpolitische Monatsschrift »AUFBAU« um seine Beteiligung »an einem Gespräch um die Einheit« und zur Abwendung der »Gefahr eines dritten weltweiten Krieges«<sup>28</sup>, weitere namenhafte kulturelle Institutionen wie das Düsseldorfer Schauspielhaus, der Deutsche Autoren-Verband und allen voran das Kultusministerium wenden sich immer wieder an Barth mit Anfragen und Aufträgen zur Gestaltung der geistigen Landschaft.

Im Jahr 1949 ruft Emil Barth gemeinsam mit etablierten Schriftsteller\*innen wie Erich Kästner und Elisabeth Langgässer die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung ins Leben. Mit ihrer Gründung folgt Barth dem gemeinsamen Ziel, » die Sprache unserer Zeit« nach »Jahre[n] des Unheils [...], in denen das Wort von seinem Sinn getrennt wurde, [...] wieder zu einem reinen und klaren Element unseres Daseins [zu] bilden.«<sup>29</sup> In einem Zeitungsartikel greift der Haaner Schriftsteller das Streben nach sprachlicher Ordnung auf und verknüpft dieses mit seiner Suche nach einer jenseitigen Ausdrucksform:

25 B. Kortländer/J. A. Kruse: »Emil Barth (1900–1958). Eine Einführung«, in: J. A. Kruse, Emil Barth, S. 7.

26 Ebd.

27 Vgl. ebd.

28 Bodo Uhse (im Auftrag von Aufbau – Kulturpolitische Monatsschrift) an Emil Barth, 31.01.1951 (NL Emil Barth).

29 Westdeutscher Autoren-Verband: Mitteilungen. »Deutsche Akademie« verkündet! 3. Jg. Nr. 9/10 (1949) (NL Emil Barth).

Es handelt sich darum, im allgemeinen Bewußtsein das neue Weltbild herauszuarbeiten, in welchem die Stellung des Menschen sowohl als Geschöpf wie als Schöpfer klaren Umriß gewinnt und die urewige Aufgabe des Menschengeistes mit neuer Inständigkeit begriffen wird: Ordner des Chaos zu sein.<sup>30</sup>

## Auf der Suche nach der verlorenen Sprache

Das sprachliche Weltbild steht bei Emil Barth in enger Verknüpfung zum Motivkomplex des Erinnerns. Erinnerung ist, so Barth, untrennbar mit der menschlichen Wahrnehmung der Gegenwart verbunden. Im Prozess des Erinnerns wird das äußere Zeitgeschehen verinnerlicht. Das bedeutet für die Epoche der Moderne, in der es nicht länger »eine für die ganze Kultur verbindliche Religion«<sup>31</sup> gibt: »Jeder Mensch ist eine vollständig abgeschlossene Welt für sich, eine Welt mit ihren ureigenen Ober- und Unterwelten; alles spielt sich nur im Menschen selber ab, es gibt kein Draussen, keine Zeit, keinen Raum.«<sup>32</sup> Und dieses individuelle Weltbild kann »nur mittels jener eigentlich magischen Begabung des künstlerischen Gestaltungsvermögens«<sup>33</sup> zum Ausdruck gebracht werden.

In seinem Essay »Jene zwanziger Jahre« schreibt Theodor W. Adorno: »Weil jedoch die Welt den eigenen Untergang überlebt hat, bedarf sie gleichwohl der Kunst als ihrer bewußtlosen Geschichtsschreibung«<sup>34</sup>. Diese Form der Geschichtsschreibung nimmt eine klare Distanz zur Chronik ein, in der in Sprache erfasste Geschehnisse gleichsam als abgeschlossener Teil der Geschichte gelistet und in den Archiven dem Vergessen anheimgegeben werden. Stattdessen fordert Emil Barth seine Zeitgenoss\*innen am Ende des Weltkrieges auf:

Das eigentlich Wichtige, das Wesentliche, worum es jetzt geht, ist doch dieses: daß jeder in sein Purgatorium hinabsteige und sich dem klärenden Feuer der Gewissenserforschung aussetze. Alles, was gelitten worden ist, wird

30 E. Barth: »Keine Zeit für Festreden und Heilrufe!«, in: Der Mittag vom 31.12.1949 (NL Emil Barth).

31 E. Barth: Lemuria, S. 195.

32 E. Barth: Tagebucheintrag vom 07.12.1924 (NL Emil Barth).

33 E. Barth: Lemuria, S. 69.

34 T. W. Adorno: »Jene zwanziger Jahre«, in: Merkur, S. 51.

umsonst gewesen, alles, was noch gelitten werden muß, vom Fluch der Vergeltlichkeit gezeichnet sein, ja, vom selben Geist des Bösen zu seinem Triumph ausgeschlachtet werden, wenn nicht die ganze abendländische Zeitgenossenschaft die grauenhaften Erfahrungen dieser Jahre in unermüdlicher geistiger und seelischer Arbeit zum Grundstoff ihrer Selbstprüfung und Erneuerung macht.<sup>35</sup>

Hierin liegt die für die Aufarbeitung und den kulturellen Aufbau der Bonner Republik entscheidende Erkenntnis, auf deren Basis Barth agiert: Jede\*r muss *eine eigene* Läuterung durchschreiten, sich als Individuum, nicht als Kollektiv, der eigenen Geschichte stellen. Erst dann ist an einen Neuaufbau (von ›Wiederaufbau‹ kann in diesem Falle keine Rede sein) zu denken.

In seinem Gedicht »Anhauch« warnt der Dichter vor dem allzu nahen »Bach, wo sich im Spiegelkuß/Des Ichs Narziß in Lethe löst«<sup>36</sup>. Diese Verse drücken einerseits den von Barth mit Erschrecken festgestellten Mangel an Selbsterkenntnis<sup>37</sup> aus und stellen andererseits ein komprimiertes Sinnbild der von ihm beobachteten »grauenhaften deutschen Tragödie des Satyrspiels menschlicher Erbärmlichkeit«<sup>38</sup> dar –

[...] zahllose Akteure der lokalen Tyrannis beginnen gleichsam auf offener Szene sich umzuschminken und sich unter die Statisterie im Hintergrund zu mischen, mit der Miene treuherziger Biederkeit sich bei jedem, der sie anhören will, für betrogene Idealisten ausgehend, ja mehr noch, auf die Vergeltlichkeit der Menge bauend, ihre Identität mit sich selber verleugnend in plötzlich auftretender Amnesie.<sup>39</sup>

Doch das erlösende Bad im Fluss Lethe ist für Emil Barth keine Option: Der Dichter fühlt deutlich die »durch zwölf Jahre hin schwärende Wunde, [...] die wohl vielleicht einmal heilen, deren Narbe aber nie aufhören wird, zu brennen«<sup>40</sup>. Eine Sprache der Klarheit, wie sie auch die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung anstrebt, kann nicht in einer Reinwaschung jedweder

35 E. Barth: Lemuria, S. 311f.

36 E. Barth: »Anhauch«, in: Ders., Tigermuschel, S. 42.

37 Vgl. E. Barth: Lemuria, S. 267.

38 Ebd., S. 263.

39 Ebd.

40 Ebd., S. 310.

Erinnerung an die begangenen Sünden bestehen, sondern ausschließlich in einer gelebten Erinnerungskultur, deren Begründung Aufgabe der jungen Bonner Republik ist.

In seiner Auffassung des Jenseits folgt Barth einer christlich-modernen Vorstellung, die sich mit Dantes Darstellung in seiner »Göttlichen Komödie« deckt: »Im Inferno und Paradiso ist die Zeit zum Stillstand gekommen. Sie ist nur als vergangene oder zukünftige Zeit gegenwärtig, die in die Welten der stillgelegten Zeiten oft mit Macht hineindrängt. Dagegen ist das Purgatorio an eine Zeiterfahrung eigener Art gebunden«<sup>41</sup>. Karlheinz Stierle sieht gerade in der Transzendenz »die tiefe Affinität zur Kunst begründet [...], der im Purgatorio unübersehbar eine eigene, wesentliche Rolle zukommt«<sup>42</sup>. Das Purgatorium steht gleichsam als räumliches und zeitliches Palimpsestgebilde im Zwischenraum und bildet seiner Konstitution nach die Quelle einer jenseitigen Sprache, die in ihrem Kern die Erinnerung an Vergangenes und die Hoffnung auf eine Zukunft miteinander vereint. Eine neue Sprache der Gegenwart bedarf also der stetigen Einbeziehung der Vergangenheit. »Jeder Augenblick der Gegenwart setzt die ganze Vergangenheit voraus.«<sup>43</sup> Das Ziel, das sowohl Dante wie auch Emil Barth am Ende auf dem Gipfel ihres Läuterungsberges erwartet, ist dasselbe: »die Wiedergewinnung eines neuen Weltvertrauens«<sup>44</sup>. Emil Barths Literatur, mit der er sich nicht nur der Augenzeugenschaft, sondern auch der Bewahrung von Erinnerung verschrieben hat, legt Zeugnis ab von seiner permanenten Auseinandersetzung mit dem Vergangenen. So auch sein letzter Roman »Im Zauber von Paris«, mit dem der Autor zu seinen rilkeschen Wurzeln zurückzukehren scheint:

Aus der Ferne von drei Jahrzehnten hörte ich zwischen diesen Halden das Knattern von Maschinengewehren in dem schmutzigen Dunst eines trostlosen Novembers, ich spürte den Geschmack von Asche wieder, der beißend aus dem Aufspritzen der Geschosse herüberzog, die verfeuert wurden, um nicht zurückgelassen zu werden. [...] In dieser Dunkelheit draußen, dieser Bildlosigkeit, nahm das Fahren einen sozusagen abstrakten Charakter an, der Zug wurde zu einer Zeitraum-Maschine[...] [...] Nur gelegentlich brach [...] eine Welt von erlebter Historie herein, und Raum und Zeit wurden weithin

41 K. Stierle: Dante Alighieri, S. 89.

42 Ebd., S. 90.

43 E. Barth: Maschinerie, in: Ders., Nachtschatten, S. 57.

44 K. Stierle: Dante Alighieri, S. 129.

konkret; man spürte die kleine heftige Glückzäsur des eigenen Lebensmoments sich einkerben, spürte das winzige Aufglimmen und Leuchten der eigenen Lebensspur in diesem All von Geschichte.<sup>45</sup>

Erst die Verschränkung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft führen zur reinen Erkenntnis des Zeitgeschehens. Erinnerung und Gedächtnis sind für Barth der »Schlüssel zur Erkenntnis der [gegenwärtigen, Anm. der Verfasser] Lage«<sup>46</sup>. Erst die gleichzeitige Betrachtung der sich überlagernden Zeiten öffnet dem Augenzeugen den Blick für die Tatsache, dass die Gräuel des Zweiten Weltkriegs eine Folge der »deutschen Lehre von 1919 [sind], aus der wir nichts gelernt haben«<sup>47</sup>.

Emil Barths Werke gelten als »Ausdruck der Transponierung seines Heimatverständnisses in die Weite europäischer Verbundenheit und die Tiefe historischen Verstehens«<sup>48</sup>. Er selbst empfand seine Existenz in seinem Dasein als wirklichkeitsgetreuer Augenzeuge und Dichter begründet, der sich in »Raum und Zeit einer weltgeschichtlichen Handlung« dazu verpflichtet, mit seiner »die Schranken der Individuation durchbrechenden Stimme die [...] *Sprache des Menschen zu sprechen*«<sup>49</sup>.

## Literatur

- Adorno, Theodor W.: »Jene zwanziger Jahre«, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, Jg. 16, H. 167 (1962), S. 46–51.
- Barth, Emil: Nachgelassene Tagebücher 1922–1957 (NL Emil Barth, transkribiert von Johannes Wedeking).
- Barth, Emil: Lemuria. Aufzeichnungen und Meditationen, Hamburg 1947.
- Barth, Emil: »Keine Zeit für Festreden und Heilrufe!«, in: Der Mittag vom 31.12.1949 (NL Emil Barth).
- Barth, Emil: Maschinerie, in: Ders.: Nachtschatten. Dichtungen in Prosa, Bonn 1952, S. 57–61.
- Barth, Emil: Im Zauber von Paris, München 1955.

45 E. Barth: Im Zauber von Paris, S. 9f.

46 E. Barth: Briefe aus den Jahren 1939–1958, S. 259.

47 E. Barth: Lemuria, S. 275.

48 G. Gusmann: »So tief ist die Gegenwart!«, in: Hildener Heimatblätter, S. 204.

49 E. Barth: »Vom Beruf des Dichters«, in: L. Schreyer, Die Sendung der Dichter, S. 36.

- Barth, Emil: Anhauch, in: Ders.: Tigermuschel, Hamburg 1956, S. 42.
- Barth, Emil: Schleier der Maja., in: Ders.: Tigermuschel, Hamburg 1956, S. 44.
- Barth, Emil: »Vom Beruf des Dichters«, in: Lothar Schreyer (Hg.), Die Sendung der Dichter. Festschrift 1916–1956, Hamburg/Berlin 1956, S. 29–37.
- Barth, Emil: Briefe aus den Jahren 1939–1958. Herausgegeben von Hans Peter Keller, Wiesbaden 1968.
- Benjamin, Walter: »Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen«, in: Ders.: Gesammelte Schriften. Bd. II.1 Aufsätze, Essays, Vorträge. Herausgegeben von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. 8. Auflage, Frankfurt a.M. 2021, S. 140–157.
- Gusmann, Georg: »So tief ist die Gegenwart!« Betrachtungen zu den Gesammelten Werken von Emil Barth«, in: Hildener Heimatblätter, Jg. 13 Nr. 14/15 (1962), S. 201–208.
- Kortländer, Bernd/Kruse, Joseph A.: »Emil Barth (1900–1958). Eine Einführung«, in: Joseph A. Kruse (Hg.), Emil Barth (1900–1958). Ausstellung vom 6. Dezember 1981 bis 14. Februar 1982. Ein Katalog des Heinrich-Heine-Instituts, Düsseldorf 1981, S. 6–8.
- Rilke, Rainer Maria: »Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge«, in: Ders.: Gesammelte Werke in fünf Bänden. Herausgegeben von Manfred Engel et al. Vierter Bd., Frankfurt a.M./Leipzig 2003, S. 99–329.
- Schmidt (Oberregierungsrat) an Emil Barth, 23.08.1948 (NL Emil Barth).
- Stierle, Karlheinz: Dante Alighieri. Dichter im Exil, Dichter der Welt, München 2014.
- Stüber, Gabriele: Zonenbeirat. Zonal Advisory Council 1946–1948. Protokolle und Anlagen 1.-11. Sitzung 1946/47. Zweiter Halbband 7.-11. Sitzung 1946/47 (= Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 9/I), Düsseldorf 1994.
- Uhse, Bodo (im Auftrag von Aufbau – Kulturpolitische Monatsschrift) an Emil Barth, 31.01.1951 (NL Emil Barth).
- Welbers, Ulrich: Religiöse Semantik. Eine sprachphilosophische Grundlegung, Paderborn 2014.
- Westdeutscher Autoren-Verband: Mitteilungen. »Deutsche Akademie« verkündet! 3. Jg. Nr. 9/10 (1949) (NL Emil Barth).
- Wittgenstein, Ludwig: »Tractatus logico-philosophicus«, in: Ders., Werkausgabe. Bd. 1. Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher 1914–1916, Philosophische Untersuchungen. 22. Auflage, Frankfurt a.M. 2016, S. 7–85.

